

DIE FACKEL

Nr. 175

WIEN, 17. FEBRUAR 1905

VI. JAHR

MONTIGNOSO

Hofhunde, Preßköter und Polizeibullen wollen eine Frau zu Tode hetzen. Warum? Glaubt Ihr, Hunde, weil sie das Unglück hatte, auf den Höhen der Menschheit geboren zu werden, ihr Privatleben gehöre der Öffentlichkeit? Ihr Muttersehnen und ihr Geschlechtsbedürfnis sei eine durch Herrscherwillen oder Plebiszit zu lösende Frage?... Es greift an das Kulturbewußtsein, es ist ein Gefühl, an einer unaussprechlichen Schmach teilzuhaben, seit Tagen Möglichkeit und Chancen, Art und Intensität eines Liebesverhältnisses mit der Sachlichkeit einer politischen Diskussion erörtert zu sehen. Man weiß nicht, ob man die Zeitungsblätter, die die Wut zusammenballt, ihren Erzeugern oder den Urhebern des Skandals ins Gesicht schleudern möchte, man weiß nicht, ob die Frechheit, mit der von Dresden aus seit Jahr und Tag Europa mit Leintuchaffären belästigt wird, ob die bodenlose Niedertracht, mit der eine impotente königlich sächsische Hofgesellschaft das geheimste Leben einer einsamen Frau kontrolliert, empörender ist oder die Gutmütigkeit einer internationalen Presse, die jedem Gesindeklatsch, jeder Lüge, durch die sich der Geschlechtsneid geiler Hofmegären erlöst, jedem Hirngespinst einer unbefriedigten Bonne bereitwilligst Unterkunft gewährt! Von den Abdrücken zweier Köpfe auf dem Polster der Gräfin Montignoso ¹ bis zu dem Mann, der mit den Schuhen in der Hand aus dem Schlafzimmer schleichend gesehen wurde, ist uns kein Detail dieser gräßlichen Affäre erspart geblieben. Und all dies nicht mit dem Hohn beschämter Zeitgenossen, die den Ansturm offizieller Heuchelei gegen das einleuchtendste Persönlichkeitsrecht erleben müssen, sondern im respektvollen Ton jener ekelhaften Besonnenheit vorgetragen, welche die Anklage vielleicht unbegründet, aber die Moralprozedur notwendig findet und die Gebärden betschwesterlicher Bestürzung mitmacht. Keiner spricht das erlösende Wort: Und wenn die »Erhebungen« des sächsischen Bachrach in Florenz wahr wären, hundertmal wahr, was, zum Teufel, geht das alles uns, was geht es diesen würdigen Friedrich August ², diesen öden Herrn v. Metzsch ³ und diese ganze Sippe an, welche die Verbitterung der Jungfrauen Alma Muth und Prinzessin Mathilde an Europa rächen möchte?

Nein, die Art, wie die Verteidigung der Gräfin Montignoso von den publizistischen Nutznießern ihrer Kränkung geführt wird, ist nicht weniger aufreizend als der abscheuliche Plan, den August der Schwache gegen die einst geliebte Frau ausführt, ihr ein Kind zu entreißen, um dessen Erziehung er sich persönlicher bemühen will als um dessen Erzeugung. Es ist eine Geheimsprache, die unsere Zeitungen seit acht Tagen in spaltenlangen Telegrammen

1 ein Titel, der ihr 1903 vom sächsischen König verliehen wurde (Gräfin von Montignoso)

2 Friedrich August III., sächsischer König 1904 bis 1918, Gemahl der Luise von Österreich—Toskana (Gräfin von Montignoso)

3 Metzsch—Reichenbach, Sächsischer Innenminister

und Stimmungsberichten führen, unverständlich für uns, die wir das sexuelle Tun der Frau für so wenig wertmindernd halten wie das des Mannes. Mir war schon die schöne Menschlichkeit jenes »Situationsbildes« unfaßbar, das aus der Dresdener Schandpresse in die unsere übergegangen ist:

»Die zahlreich in Florenz angekommenen Neugierigen, deren Zugang überaus stark ist, bekunden ein lebhaftes Interesse für den Wohnsitz der Gräfin Montignoso. Sie beschäftigen sich viel mit den durch die Zeitungen bekannt gewordenen Mitteilungen, welche in ihnen die Vorstellung erweckt haben, daß die hohe Frau leidet. *Leider* stehen die Tatsachen in grellem Widerspruche mit dem *aussöhnenden Bilde reuiger Einkehr* ... Wenn der neugierige Fremde am Nachmittage die sonnige Straße nach Fiesole wandelt, begegnet er der Gräfin im munteren Gespräche mit ihrem jetzigen Gesellschafter, und der Blick der Dame wird auch den *mildesten Beurteiler* über ihre *vermuteten Seelenqualen* beruhigen.«

Die sächsischen »Neugierigen«, die die italienische Landschaft verschandeln, diese Wein— und Hochzeitsreisenden, diese widerwärtigste Menschengattung, deren barchentselige Vertreterinnen im Anblick der toskanischen Gefilde die Frage stellen: »Männer, bist du glücklich?«, waren also enttäuscht, weil Louise Montignoso nicht unglücklich ist. Der Philister sieht die Trauer ein für allemal in der tiefgebeugten Plakatdame einer Grabsteinfirma verkörpert: weh dem, der an seinen Schablonen rüttelt! »Reuige Einkehr« muß Louises Antlitz offenbaren, »Seelenqualen« muß sie spazierenführen; sonst sind die schweißfüßigen Herrschaften nicht »ausgesöhnt«; sonst freut sie das ganze Familienleben des Königs von Sachsen nicht mehr. Und diese Schädlichkeit gibt die Wiener Presse, mit dem Bewußtsein, einer guten Sache zu dienen, weiter. Weitergegeben wird auch das »Ärgernis«, das die vornehmen florentinischen Familien an dem Verkehre der Gräfin mit dem Grafen angeblich nahmen, und das gewiß schon aus dem Grunde berechtigt wäre, weil erwiesenermaßen noch nie eine italienische Aristokratin die Ehe gebrochen hat und weil überhaupt eine Verbindung von Mann und Weib, sobald sie mit einer seelischen Glücksempfindung oder einem Vergnügen verbunden ist, zu den verhaßtesten Dingen dieser Welt gehört. Weitergegeben wird die famose »Überzeugung« der Salzburger Verwandten, »daß die Gräfin nicht normal sei«, der am Anfang des 20. Jahrhunderts noch aussprechbare Gedanke, eine Irrenanstalt zur Beruhigung aller Lebenswünsche auszuwählen. Dem Plane des Kindesraubs aber scheint Herr Wilhelm Singer mit einem bedauernden Achselzucken zuzustimmen:

»Wenn zur Kenntnis des sächsischen Hofes Details gelangt sind, welche es nicht bloß wünschenswert, sondern als dringend geboten erscheinen lassen, die Prinzessin Monika der Obhut der Mutter zu entziehen, so ist begreiflich usw.«

Warum, ihr Herren? Warum sollte eine Frau, die einen Geliebten hat, nicht ihr Kind betreuen können? Nicht so gut betreuen können wie ein Mann, der keine Frau hat? Aber freilich, ein sächsischer Offiziosus, der vielleicht in seinem Eheleben Entbehrung nicht als das schwerste Opfer kennen gelernt hat, schleudert Blitze gegen die Begehrlichkeit der Sinne und verkündet eifernd, daß die Bestätigung der Florentiner Nachrichten Aufklärung über den »wahren Charakter der Gräfin« bringen müsse und daß sich dann die Parteinahme für sie »mit keinerlei sittlichen Begriffen vereinbaren lassen würde«.

Diese armen Menschen halten sich für entehrt, wenn sie geliebt haben, und ein Lippowitz ist berufen, den Geist dieser Zeit zu vertreten, die sich die Maxime zurechtgelegt hat: »So etwas sagt, aber tut man nicht«. Jetzt erst er-

fahren wir, daß das abscheulichste Sudelblatt Europas aus sittlicher Entrüstung, nicht aus Neugierde, die Plumeaus aller besseren Schlafzimmer gelüftet hat: Gräfin Montignoso, ruft es seufzend,

»hat sich wieder in ein Liebesverhältnis eingelassen! Ihr Lebenswandel gibt zu ernstestem Tadel Anlaß ... Beruhen diese Meldungen auf Wahrheit, so werden wohl die Sympathien, deren die Gräfin in so reichem Maße theilhaft geworden, wesentlich abgeschwächt werden, und der Enthusiasmus, der für die 'unglückliche, unschuldig verfolgte Frau' sich kundgibt, wird sich stark abkühlen«.

Besonders anstößig — mit Sperrdruck des einen Wortes — findet es Herr Lipowitz, daß die Gräfin »ihre Gunst dem Grafen Guicciardini *geschenkt*« habe; nie würde die Redaktion des 'Neuen Wiener Journals' einem Manne, der sie etwa für die Sache Montignoso günstig stimmen wollte, ihre Gunst *schenken*. Ganz geheimnisvoll klang die Meldung der 'Neuen Freien Presse', am großherzoglich toskanischen Hofe sei man der Ansicht, daß, »sollte sich die Nachricht bestätigen« die stereotype Einleitung aller dieser Gemeinheiten »Gräfin Montignoso vom Anfang an in die Behandlung tüchtiger Ärzte gehörte, statt von Juristen behandelt zu werden«. Hier scheint entweder die tiefe Erkenntnis, daß Lieben Leiden ist, oder ein tiefer Verdacht gegen den Grafen Guicciardini mitzusprechen, den er ebenso entschieden zurückweisen müßte wie das beleidigende Mißtrauen in seine »Rüstigkeit«, das ein paar Tage später in der 'Neuen Freien Presse' Platz gefunden hat. Man halte, schrieb der brieflich ordinierende Korrespondent wörtlich, den Grafen »wegen seiner harmlosen Gutmütigkeit eines solchen Abenteuers nicht für *fähig*«. »Der?«, rief der Gesandte von Argentinien, »Keine Spur! Ich glaube es nicht, und wenn ich es sähe!« Da aber jeder Tag neue Schreckensnachrichten brachte, mußten auch Blätter, die sie anderen stahlen, bald aus schmerzlicher Überzeugung ihr Résumé mit den Worten beginnen: »Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Beziehungen, welche die ehemalige Kronprinzessin von Sachsen zu dem jungen Grafen Carlo Guicciardini unterhält, intimer sind, als man ursprünglich anzunehmen bereit war.« Hatte doch Fräulein Muth ihrem gepreßten Herzen in dem Ausruf Luft gemacht: »Hier gehen schauderhafte Dinge vor sich!«. Herr Justizrat Körner kam, sah und sagte zu seiner ehemaligen Kronprinzessin: »Ihr Anblick verursacht mir Brechreiz!«

Dennoch wollten's die guten Seelen nicht glauben. Die Gräfin Montignoso mag ja eine Verworfene sein, die ihr Florentiner Exil nicht bloß in der Erinnerung an die schöne Zeit, da sie neben Friedrich August so gut geschlafen hat, hinbringt. Aber der Graf? Nimmermehr! Nicht Mißtrauen gegen seine körperliche, aber Vertrauen zu seiner moralischen Stärke war es jetzt, was die Zweifler hinderte, den furchtbaren Gedanken auszudenken. Er selbst hatte ja erklärt, daß er »als Edelmann die Pflichten und Rücksichten, die er der Gräfin Montignoso schuldig sei, keinen Augenblick vergessen habe«. Wer die Geheimsprache der guten Gesellschaft nicht versteht, glaubt gewöhnlich, daß nicht geschlechtlicher Verkehr, sondern im Gegenteil die Vernachlässigung einer liebebedürftigen Frau Pflichtvergessenheit und Rücksichtslosigkeit gegen sie bedeute. Aber jetzt wissen wir wenigstens, daß Louise von Sachsen ihrem Gatten wegen seines lebhaften Pflichtgefühls davongegangen ist. Die Geheimsprache! Der Deputierte Rosadi soll erklärt haben, Graf G. »sei der letzte, der einer gemeinen Handlung fähig wäre.« Jawohl, Deputierte, Reporter, alle Welt hält jetzt auch den außerehelichen Beischlaf des *Mannes* für eine Gemeinheit. Und gar dieser Graf G.! Er »sei ein blonder, harmloser Mann, der nie einen Schritt über die Grenzen des Anstandes unternehmen würde«. Es

wäre ja unanständig, die Gunst einer Frau zu erwidern, und erwiesenermaßen kommt bei blonden Männern solch seltene Verirrung überhaupt nicht vor ...

15. Februar. Gräfin Montignoso hat sich entschlossen, das Kind auszuliefern. Aber was sich im Schlafzimmer der Villa Papiano begeben hat, ist noch immer nicht enthüllt. Der Justizrat ist am Ende seiner Büttelweisheit. Noch erhebt er durch Fräulein Muth, daß die Gräfin einmal abends ein ausgeschnittenes Kleid getragen hat. »Wie tief konnte man in den Brustschnitt hineinschauen?« fragt er. Das Bett habe »deutliche Eindrücke zweier Gestalten gezeigt«, versichert Fräulein Muth neuerdings, die »das Schlafzimmer der Gräfin in allen Teilen, Ecken und Enden täglich auf das gründlichste durchsuchte«. Dennoch weiß man nichts Gewisses. »Kleinigkeiten«, sagt die Kammerfrau Chiarina, »wird's gegeben haben, aber Böses nicht.« ... Nun, die Wahrheit ist auf dem Marsche. Eines Tages wird sie vom Toilettetisch der Gräfin den Weg zu den Schreibtischen der Redaktionen finden, und Europa, das aufhorchende, von den Gewalten der Heuchelei und Lüge strangulierte Europa, wird sie gierig aufnehmen, und wird sich darüber entsetzen, daß es »wahr«, nicht darüber, daß es eine Wahrheit ist ...



[Hartel und Marschall]

Herr v. Hartel verharret auf seinem Standpunkt in der Marschall—Affäre ¹. Er hat jetzt glücklich die Universität, die Technik und die Akademie ruiniert — aber: *pereat mundus, fiat injustitia* bleibt seine Devise. Die Abgeordneten aber lassen sich eine dreiste Amtssprache gefallen und interessieren sich höchstens dafür, ob sie deutsch oder tschechisch klingt. Nichts charakterisiert die Erbärmlichkeit unserer Zustände besser als eine Notiz über den nachgerade grotesken Fall, die kürzlich im 'Neuen Wiener Tagblatt', dem Sprachrohr aller Feigheit, Falschheit und offiziellen Duckmäuserei, zu lesen war. Nach einer Erklärung des Unterrichtsministers, die einen Tobsuchtsausbruch des Parlaments gerechtfertigt hätte, nach der Begriffsmogelei zwischen bürgerlicher und beruflicher Ethik, nach einer »Untersuchung«, deren Ergebnis die Erbitterung der Akademie zu Taten treiben müßte, deren unverhohlenen Zweck die Rettung des Herrn Marschall war und deren Verlauf nicht durch die Vernehmung sachverständiger Inhaber einer Künstlerlehre gestört werden durfte, bietet sich der unermüdliche Herr Wilhelm Singer den »Parteien« als Vermittler an. Es ist unerquicklich, ein Schachdentalent auf falschen Bahnen zu wissen, und es ist ein unappetitlicher Gedanke, daß der Friede in Österreich durch ein feistes Inseratenblatt geschlossen werden soll. Wo hierzulande irgend ein Streit entbrannt ist, erklingt auch schon der schmalzige Schalmeienton des friedlichen Wolwele. Und so war denn auch in dem Blatte, das von allen den dicksten Bauch und die weichsten Knie hat, die folgende gesinnungstüchtige Betrachtung zu lesen:

»Aus Künstlerkreisen wird uns von geschätzter Seite geschrieben: Wie natürlich, wird die Interpellationsbeantwortung des Unterrichtsministers in causa Marschall von beiden Parteien lebhaft diskutiert. Dr. R. v. Hartel sagte, was er sagen *mußte und konnte*; streng korrekt den Ressort— und Amtsstandpunkt während, was

1 Heft 171 # 02 & Heft 172 # 03

die Materie und den Gang der Untersuchung anlangt, *wie immer* aber zugleich die Fürsorge für die Akademie *betonend*. Und in dem *neuerlichen Hinweise auf die gegenwärtigen 'beklagenswerten Zustände'*, unter denen nicht allein die Professoren, sondern in erster Reihe die heranreifende Künstlerschar leidet, liegt wohl der stärkste Appell, zu einer Lösung zu gelangen. Die Unterrichtsverwaltung kann die Lösung nicht herbeiführen; *sie muß daran festhalten, daß an einer auf Grund kaiserlicher Entschlie-ßung vollzogenen Ernennung nicht gerüttelt werden dürfe*; die Entwirrung liegt an der Akademie oder richtiger gesagt, bei den Streit-teilen selbst. Und da wäre es denn wünschenswert, wenn mit eini-ger Energie und einigem *Wohlwollen* zugleich der Ausweg ge-sucht würde. Es gibt deren mehrere, die in foro interno auch wie-derholt erörtert wurden. Jeder legt naturgemäß Opfer auf; der beste Ausweg wie die minder entsprechenden. Die Frage ist nur, ob diese Opfer, mögen sie vielleicht auch den einen oder den an-deren besonders schwer treffen, nicht der Sache der Kunst, dem Interesse der Akademie zuliebe gebracht werden sollen. Die bis-her übliche aggressive Art der Gegensätze erscheint nun kaum ge-eignet, einen der Streitteile zu einer Konzession zu bewegen und dankbare Arbeit fänden jene, die mit geänderten Mitteln an die Besänftigung der Gemüter schreiten würden. In der Interpellati-onsbeantwortung des Unterrichtsministers ist scharf betont, daß Erwägungen, die aus dem Gesichtspunkte künstlerischer Empfin-dung abgeleitet werden, für die Disziplinaruntersuchung nicht in Betracht kommen. Ist aber die künstlerische Empfindung das Ent-scheidende in der causa Marschall, dann kann die Unterrichtsver-waltung nur abwarten; die Entscheidung liegt bei den Künstlern oder bei dem Künstler. *Künstlerische Empfindungen oder auch nur künstlerische Empfindlichkeiten können nur in der Künstlern eigenen feinsinnigen Weise ausgetragen werden.*«

Wurde solches dem 'Neuen Wiener Tagblatt' wirklich »aus Künstlerkrei-sen von geschätzter Seite« geschrieben? Der Künstler, der es getan, während seine Kollegen sich mit Streikgedanken tragen, wäre — mein unfeiner Ton wird Herrn Singer gewiß mehr schmerzen als die Gesinnung seines Einsen-ders — ein Haderlump. Aber ich glaube, daß der Beruhigungswisch dem 'Neu-en Wiener Tagblatt' von einer andern geschätzten Seite zugekommen ist, das heißt, von jener Seite, die das 'Neue Wiener Tagblatt' an offiziellen Persön-lichkeiten am meisten schätzt. So liebedienerisch, so von hinten herum ist die-se Zusprache an die Künstler, daß man nicht einmal versteht, ob sie nicht doch auch von Herrn Marschall ein »Opfer«, also etwa den freiwilligen Rück-tritt, verlangt. Sie hat wohl — soweit ich den Sinn der diplomatischen Gebär-de erfasse — bloß den Zweck, den ministeriellen Gewalten zu schmeicheln und Herrn Hartel zu loben, weil er zwar die Akademie zertrümmert, »wie im-mer aber *zugleich* auch die Fürsorge für sie betont« hat. Und sie wiederholt die gedankenlose Amtsprase, daß an einer auf Grund kaiserlicher Entschlie-ßung usw. Was heißt denn das? Kann denn ein soeben ernannter Professor, dem Vergehen gegen die Künstlerehre nachgewiesen würden, nicht in die Pension geschickt werden? Und wozu denn die ganze Komödie der Untersu-chung, wenn man vorher wußte, daß ihr Resultat an der Lage der Dinge nichts ändern dürfe? Wohlwollwele Singer möchte die Angelegenheit auf »feinsinnige« Weise austragen. Ich glaube, daß man in ihrem heutigen Stadi-um besser mit Grobheit auskommt. Weil wir sonst wie in allen Angelegenhei-

ten unseres in Höflichkeit verreckenden Staatslebens nicht zu der von Herrn Singer ersehnten »Lösung«, sondern zu der von Herrn Hartel betriebenen Auflösung gelangen.

* * *

[Moral und Gesundheit]

Der neue Preßstaatsanwalt birscht auf »unsittliche Literatur« und schickt einem Wiener Verleger, der durch den Buchtitel »Das Bett« einige christlichsoziale Gemüter aufgeregt hat, seine Organe an den Hals. Zu solcher Dummheit hat man bei uns immer Zeit. Wenn du in Wien nachts auf dem Stephansplatz angefallen würdest, kein Hilferuf dränge bis in die Kärnthnerstraße, wo die Wachleute ihrer Pflicht obliegen, Prostituierte zu belästigen und achtzugeben, daß keine sich »auffallend« benehme oder von dem ihr vorgezeichneten Strich der Tugend auch nur um ein Zoll breit abweiche. Unsere Offiziellen jagen unverdrossen den Phantomen »Sittlichkeit« und »Ehre« nach, dieweil die Rechtsgüter der Gesundheit und des Eigentums — das zweite wird bloß gegen den verhungernenden Semmeldieb geschützt — infamster Geschäftsmacherei hingeopfert werden ... Vielleicht besinnt sich der neue Mann rechtzeitig und studiert einmal den Inseratenteil der Wiener Presse. Aber nicht vom Standpunkt der »Moral«. Ihr sollte ja auch nicht durch meine Behandlung inserierter Schweinereien, die bloß die Heuchelei journalistischer Volkserzieher entlarvte, geopfert werden. Um die körperliche Sicherheit der Zeitungsleser, nicht um das Seelenheil der Romanleser bekümmere sich der Nachfolger des Herrn Bobies. Und nehme sich seinen Breslauer Kollegen zum Vorbild, von dessen Amtspflichterkennntnis die folgende Notiz Kunde gibt, die ich in einem reichsdeutschen Fachblatt für Zeitungsinteressen gefunden habe:

»(Bestrafung eines Blattes wegen unwürdiger Reklame.) Ein großes Breslauer Blatt brachte mehreremal ein Inserat, in welchem ein Kurpfuscher gegen bare Bezahlung Heilung jeder Unterleibskrankheit und jedes sexuellen Leidens *auch ohne Diagnose* versprach. Der Gerichtshof verurteilte das Blatt zu einer Geldbuße von 3000 Mk., mit der Begründung, *daß der Redakteur von der Unerfüllbarkeit solcher Versprechungen überzeugt sein konnte*. Die zweite Instanz beließ es bei dem Urteil.«

Würde es je ein Wiener Staatsanwalt wagen, in ähnlichem Falle — der sich hier täglich ein dutzendmal wiederholt — Anklage zu erheben? je ein Wiener Gerichtshof, zu verurteilen? Das ginge ja gar nicht. Der Preßstaatsanwalt heißt jetzt Herr v. Klingspor, der Vorsitzende in der Verhandlung wäre wahrscheinlich Herr Landesgerichtsrat Wach; ich weiß nicht, ob beide von dem Koerberglauben an die Mission der Wiener Presse beseelt sind, aber ich weiß, daß beide ihre eifrigen Mitarbeiter sind. Und da könnte denn der Fall eintreten, daß der verantwortliche Redakteur der 'Neuen Freien Presse' oder der des 'Neuen Wiener Tagblatts' die glaubhafte Verteidigung vorbringt: Ich war mit der Korrektur der Beiträge des Herrn Staatsanwalts und des Herrn Vorsitzenden so sehr beschäftigt, daß ich für die Lektüre des Inseratenteils beim besten Willen keine Zeit fand.

* * *

TETMAJER

Ein blinder Zufall hat die Worte in der jüngsten Nummer der 'Fackel' über die Dringlichkeit der Errichtung technischer Laboratorien mit grausamer Aktualität unterstrichen. Die Ausführungen wurden zu eben derselben Zeit gedruckt, als der Mann, der die Idee jener Reformen nach Österreich getragen hatte, Ludwig v. Tetmajer, niedergebrochen war, ereilt von dem Tode jener, deren Temperament zum Übermaß geistiger Arbeit drängt. Die Nekrologe der Zeitungen liegen jetzt neben seinem letzten wissenschaftlichen Werk¹, das der Autor als Gabe Freunden und Verehrern zugesendet hat, die das Buch als sein letztes Vermächtnis zu schätzen wissen werden. Der Lebensgang des Verblichenen ist einer von den vielen Belegen für die beschämende Wahrheit von der Flucht der Intelligenzen aus Österreich. Schon als Beamter der schweizerischen Ostbahnen hat Tetmajer ein bescheidenes Laboratorium für Materialprüfung begründet und verhältnismäßig rasch — er war eben in der Schweiz — ein großes mustergültiges Institut in Zürich zustande bringen können. Was zog also den Mann von der Stätte seines Weltrufes nach Wien? Etwa der Reiz der verjüngten Kaiserstadt? Oder die Lockung, die eine bestrickend altertümliche Unterrichtsverwaltung auszuwerfen fähig ist? ... Tetmajer kam nur aus dem simplen Grund nach Wien, der andere bestimmt niemals wegzugehen, nämlich dem, daß in Österreich auch der Unfähigste, der einmal den Hut der Staatsbeamten aufstülpt, dadurch einen Ruhegehalt gesichert hat, während ein solcher in der Schweiz selbst dem Genie unerreichbar bleibt. Tetmajer hatte sein großes technisches Lebenswerk im Ausland vollendet, durfte sich also auch den Luxus gönnen, nach einer Altersrente zu langen, die ihm von Österreich dargeboten wurde. Im Ausland kann man freizügig schaffen, im Inland sich gut bürgerlich verpfänden. Tetmajer dachte aber auch an ein freizügiges Weiterschaffen in Österreich. Der glaubensselige Mann ließ sich von der Unterrichtsverwaltung ein Laboratorium »versprechen« und war mit einigen Zimmern zufrieden, die bestenfalls nur ganz Harmlose für ein Ingenieurlaboratorium halten können. Der einzige Fehler, den der unerreichte Meister der Statik und der edle Mensch sein Eigen nannte, war somit sein Optimismus, auf den ein Kenner in der 'Neuen Freien Presse' hinwies, indem er sagte: »Ihm *schwebte* ein von der technischen Hochschule losgelöstes Reichslaboratorium als Ideal *vor*« ... Der arglosen Größe Tetmajers konnte allerdings noch ein österreichisches Reichslaboratorium vorschweben, da er den merkwürdigen mechanischen Zustand des »In—Schwebe—Belassens« nicht kannte, den die Regierungen hierzulande geschickt benutzen, um den stockenden Parlamentarismus, der durch ihre Talentlosigkeit und Unzulänglichkeit nicht in den normalen Gang zu bringen ist, als eine vis major darzustellen.

Wie sehr aber die Anschauungen, die in der 'Fackel' vertreten wurden, sich mit den Forderungen maßgebender Techniker decken, beweisen die Worte eines Briefes, der unter den Zustimmungen jener eingetroffen ist, die so freundlich waren, meinen Aufsatz gut zu heißen. Ein aktiver Professor und ehemaliger Rektor der Wiener technischen Hochschule schreibt mir:

»Es drängt mich Ihnen für den letzten Absatz Ihres Aufsatzes in der neuesten Nummer der 'Fackel' herzlichst zu danken; v. Tetmajers Tod, der nach der Niederschrift Ihrer Zeilen eingetreten ist, hat ihn, den hoffnungsfreudigen Mann, vielleicht vor der Erfahrung bewahrt, die Ihr vorletzter Satz andeutet«

1 Die angewandte Elastizitäts— und Festigkeitslehre.

[KK]

— jener Satz, in dem ich sagte, daß man in Wien vielleicht in 25 Jahren wird anfragen dürfen, ob die technischen Versuchsanstalten überhaupt bestehen, ob sie gar schon verstaatlicht sind ... Soll die technische Forschung wirklich noch so lange darben?

Wien.

Professor Victor Loos

* * *

Gerichtspsychiatrie

In dem Gutachten, das die Herren Dr. Hinterstoißer und Dr. Ruben behufs Internierung des Fabrikantensohnes Anton B. in einer Irrenanstalt am 3. Februar 1891 abgegeben hatten und das anlässlich eines von ihm angestregten handelsgerichtlichen Prozesses — zwischen Irrenrecht und Handelsrecht besteht eine offenbare Beziehung — kürzlich zur Sprache kam, sind nach Zeitungsberichten die folgenden Stellen enthalten:

Er leidet an Größenwahnideen und glaubt, sein Vater und er seien unermesslich reich ...

Er war schon als Kind aufgereggt und unfolgsam. In den Schulen habe er immer schlechte Sittennoten gehabt. Schon während der Hochzeitsreise sei er ganz ohne Grund eifersüchtig und aufgereggt gewesen ...

In der letzten Zeit machte er wiederholt Äußerungen über Selbstmordabsichten, so sagte er einmal: *Erst wird genossen, dann geschossen* ... Auf der Klinik erklärte der Patient die Selbstmordabsicht für lächerlich, er habe nur *den Text aus einer Operette gesungen* ...

B. erklärt, er habe sich jung gefühlt und wolle noch leben ... Daß er sich, um mehrere Leute zu ärgern, *bei Ronacher mit der Berta Rother in einer Loge gezeigt habe, findet er nachträglich etwas unvorsichtig.*

* * *

Unter Larven ...

Aus London wird gemeldet, daß der Redakteur des 'Enterprise' in Edgerton, Kansas, den folgenden Abschiedsbrief an seine Leser gerichtet hat:

»Der Unterzeichnete zieht sich aus dem Zeitungsgeschäft in Edgerton zurück mit der Überzeugung, daß alles eitel ist. Von dem Augenblick an, wo er das Blatt gründete, bis heute ist ihm stets nahe gelegt worden, über jedes gegebene Thema zu lügen, und er kann sich nicht erinnern, eine einzige gesunde Wahrheit gesagt zu haben, ohne die Abonnentenzahl zu verringern oder sich Feinde zu machen. In dieser Notlage und mit gründlicher Selbstverachtung vertauscht er dieses Feld für ein weiteres, um seine moralische Konstitution wieder aufzufrischen.«

* * *

[Journalistenbildung]

Der Bildungshort für die Deutschen Österreichs ist und bleibt die 'Neue Freie Presse'. Darum muß man sich darauf verlassen, daß sie nicht nur

das beste Deutsch bietet, sondern auch die fremdsprachigen Beiträge in mustergültiger Übersetzung bringt. Leider aber verfügt sie seit Jahren bloß mehr über das beste Deutsch, das in der Umgebung des Franz—Josefs—Kai gesprochen wird — »Die letzten Kämpfe bei Sandepu haben *ausgewogt*« schrieb sie neulich —, und was sie in der Verdeutschung französischer Autoren leistet, ist nichts mehr und nichts weniger als eine »orgue de barbarie«, wofern nämlich dieses Wort nicht mit »Drehorgel«, sondern wie es in der 'Neuen Freien Presse' einmal geschah, mit einer »*barbarischen Orgie*« übersetzt wird. Aus einem Interview mit der Prinzessin Louise von Coburg, das Jules Huret im 'Figaro' veröffentlicht hat, zitierte das Blatt vor einiger Zeit die Stelle, in der davon die Rede ist, daß man am belgischen Hofe dem Prinzen von Coburg, da er um die Königstochter warb, den Rat erteilt habe, vorerst »eine Weltreise zu machen«. So und nicht anders hatte die 'Neue Freie Presse' die Weisung, die jungen Leuten erteilt wird, »de faire son tour du monde«, aufgefaßt. In einem Feuilleton Brisson's wird erzählt, Lemaitre habe zu den »glänzendsten Zöglingen der *Normalschule*« gehört. Sind Erfolge in der Volksschule für die geistige Entwicklung eines berühmten Mannes bezeichnend? Gewiß nicht. Aber zufällig bedeutet auch école normale in Paris nicht die niedrigste, sondern die höchste Etappe der Schulbildung ... Kurz, man fühlt sich versucht, der 'Neuen Freien Presse' den Rat zu geben, sie möge ihre Leute eine Weltreise unternehmen oder wenigstens die Normalschule besuchen lassen, um sie von den sonst unausbleiblichen barbarischen Orgien der Unbildung zu bewahren.

Im 'Deutschen Volksblatt' würde man diese nur ungern missen. Für Analphabeten und solche, die es werden wollen, geschrieben, tut es gut daran, sich geistig bei einer tour du Kagran zu bescheiden. Seine Unbildung ist ein mühsam errungener kostbarer Besitz, mit dem die »Schriftleitung« zu protzen ein Recht hat. Wenn die 'Neue Freie Presse' einen Stoß schreibt, so gleitet sie mit jener Scheu, die bei den Lesern eine höhere Intelligenz als bei sich selbst vermutet, darüber hinweg; sie voltigiert über ihre Bildungslücken. Das 'Deutsche Volksblatt' hat das Bestreben, zu dem Niveau seines Blödsinns *emporzu*ziehen, unterstreicht jede Eselei und verweilt mit einer gewissen Andacht vor einer Dummheit, durch die es die Erwartungen seiner Leser übertroffen hat. Es steht noch auf dem Standpunkt: eine französische Redewendung verleiht immer, auch wenn man nicht weiß, was sie bedeutet, einen Ansehenswert. So schrieb es neulich den Satz: »Der Jude wählte für dieses Kaffeehaus nicht umsonst den Titel 'Sanssouci', was *bekanntlich* zu deutsch '*ohnegleichen*' heißt«. Die Leser des 'Deutschen Volksblatts' sind damals vor Bewunderung kopfgestanden. Sie, die das Wort »distinguiert« »distinkert« aussprechen, mußte die endliche Erklärung des Wortes »sanssouci«, hinter dem sie eine rätselhafte Beziehung auf die Susi vermuteten, befriedigen.

Aber das Hochdeutsch, das der Wiener spricht, bedürfte nicht des Schmucks mißverstandener Fremdwörter, um drollig zu sein. Dieses in den Panzer der Bildung gepreßte Vorstadtdeutsch, das aus dem Schurl einen Schurel macht, ist der Stil unserer antisemitischen Tagespresse, der nur der Humor der wienerischen Sprachverrenkung abgeht. Die ästhetischen Vorzüge des Strizzi vor dem Sumper sind die Vorzüge des Hernalser Deutsch vor der Sprache des 'Deutschen Volksblatts'. In dieser trostlosen Gedankensteppe gedeihen bloß die dürftigsten Stilblüten. Die Phantasie des jüdischen Schmocks zeitigt komplizierteres Unheil als das in dem folgenden Satz enthaltene: »Auf dem geheiligten Boden dieser Gesellschaft *blies* Dr. Victor Rosenfeld mit fettglänzenden Wangen die *Reklametrommel* für den durchgefallenen Diktator von Rußland«.

Wer an Gemeinplatzfurcht leidet, dem ist ein Blick in das 'Deutsche Volksblatt' dringend zu widerraten. Seine Leidenschaft ist die Grobheit des Wiener Hausmeisters, seine Sachlichkeit ein Friseurgespräch, sein Humor ... nein, für den gibt es kein Vorbild. Eine solche Armseligkeit satirischen Hohns, die sich in Interpunktionen auslebt, und Rufzeichen, Fragezeichen und Gedankenstriche als Peitschen, Schlingen und Speere verwendet, hat das Leben außerhalb des antisemitischen Schrifttums bis heute nicht offenbart. Wo das 'Deutsche Volksblatt' lobt — Ball der deutschösterreichischen Schriftstellergemeinschaft, Ball der Stadt Wien —, durchmißt es Gedankengänge, die das schäbigste Judenblatt nicht mehr benutzt, und der »Kranz duftiger Mädchenblüten«, der dort kaum mehr als Klischee, also zur Ersparung eigener Gedankenarbeit strapaziert wird, ist hier die Errungenschaft geistiger Produktion. Wo das 'Deutsche Volksblatt' angreift, wird eine Talentlosigkeit ruchbar, die zum christlichsozialen Himmel stinkt. Ich erinnere mich an einen ebenso arischen wie banalen Schriftsteller, der seine Buchkritiken fortwährend durch »ei, ei« unterbrach und ähnliche schlagende Bemerkungen in die Form einer »Anmerkung des Setzerlehrlings« kleidete. Der Mann galt infolgedessen als »Kampfnatur«, die Setzerlehrlinge aber begannen zu streiken. Die Art dieses Autors, die Dinge zu fassen, seine prickelnde Ironie schwebt mir vor, wenn ich eine Glosse des 'Deutschen Volksblatts' lese. In Parteikreisen gilt es gewiß als »schneidig«, wenn — ich bewahre die Stilmuster aus früheren Jahrgängen — jüdische Schwindler wie folgt abgefertigt werden: »Im November d. J. ist einer der bedeutendsten (?) Lemberger Advokaten, Doktor Jakob Reiß (!) mit Hinterlassung von Schulden etc. nach Amerika abgegangen ... « »Der jüdische Armenrat war so fre—i ... « »Nachdem er dem Gastwirt den Revers abgeschw—ätzt hatte ... « Welch eine Fülle von Talentlosigkeit ist z. B. in solch einem unscheinbaren Fragezeichen enthalten! Die Interpunktionen des 'Deutschen Volksblatts' überbrücken (?) eine geistige Leere sanssouci.



[Wien und Berlin]

... nun ist übrig,
Daß wir den Grund erspähn von dem Effekt, Nein,
richtiger, den Grund von dem Defekt; Denn dieser
Defektiv—Effekt hat Grund.

»Hamlet« II. 2.

Hugo v. Hofmannsthal hat es gewagt, vor einem Berliner Interviewer das Wiener Theaterniveau herabzusetzen, unsere Direktoren der Vergeudung des ihnen anvertrauten künstlerischen Kapitals zu beschuldigen und ihre Berliner Kollegen für die klügere Verwaltung eines dürftigeren Besitzstandes zu loben. Darob Empörung im Wiener Blätterwalde und zumal bei jenen armseligen Kerlen, die jede vaterländische Schweinerei als ein Familiengeheimnis betrachtet wissen möchten, das dem Ausland nicht verraten werden dürfe. Die Verdächtigung, daß Hofmannsthal vor seiner Berliner Premiere sich in Berlin beliebt machen wollte, ist nicht eben geistvoll: spekulative Gesinnung müßte man doch vor allem der Voraussicht für fähig halten, daß so offenes Meinungsbekenntnis eine Verstimmung der Wiener bewirken wer-

de, zu denen er ja gleichfalls nächstens als Dramatiker sprechen soll. Herr v. Hofmannsthal scheint im Gegenteil zu den wenigen Menschen zu gehören, die ihr Urteil über die anderen nicht dem Urteil der anderen über sie anpassen, und das ist in der Stadt der Verbindungen und Beziehungen, wo Shakespeare totgeschwiegen würde, wenn er Herrn Klinenberger nicht begrüßt hätte, immer ein riskantes Verhalten. Herr v. Hofmannsthal sagte unter anderm:

»Wenn auch Wien sowohl hervorragendere als auch zahlreichere Schauspielkräfte von Bedeutung besitzt als Berlin, so vermag man es dort dennoch nicht, Theateraufführungen zu bewerkstelligen, die sich mit den Vorstellungen auf den Bühnen der Herren Reinhardt und Brahm auch nur annähernd messen können.«

Solche Meinung erregt Anstoß bei einer Presse, deren Rezensenten bei jedem Gastspiel einer Berliner Truppe sich in Krämpfen der Verzückung winden und vor jedem Grunzen eines Episodisten im »Nachtasyl« oder in den »Webern« ästhetische Andachtsübungen verrichten. An der Ekstase der Wiener Besucher der Nachtasyl—Aufführungen gemessen, ist die Anerkennung, die Herr v. Hofmannsthal an Ort und Stelle dem Berliner Theaterwesen gezollt hat, der Ausdruck kühler Objektivität.

Auch dieser Meinung vermag ich bloß zum Teil beizustimmen. Es ist ja unbestreitbar, daß in Berlin die bessere Theaterzucht herrscht, und nur ein Lokalpatriotismus, der der Eitelkeit alle Besinnung geopfert hat, kann den Kritiker, der uns die stärkeren Individualitäten zugibt, boshafter Verkennung unseres Wertes beschuldigen. Im allgemeinen hat Herr v. Hofmannsthal recht. Aber ein allgemeiner Vergleich zwischen zwei Theaterkulturen, die ganz verschiedenen Zielen zustreben, ist an sich ungerecht. Man müßte für Berlin zwischen der absoluten Meisterschaft einer Milieukunst und dem völligen Versagen aller Stildarstellung unterscheiden. Dort kann dem Mangel an künstlerischen Persönlichkeiten die fleißigste Regie noch weniger nützen, als unserer Fülle die Luderwirtschaft schaden kann. Die Berliner Natürlichkeitspieler, die unsere theaterkundigen Thebaner allsommerlich, da schon der Einbruch der wahren Schlierseer droht, in einen Taumel versetzen, würden unter der Führung eines Wiener Regisseurs sofort als das entlarvt, was sie, wie ich wiederholt geäußert habe, im Grunde sind: Dilettanten ohne Lampenfieber. Aber man erkennt sie auch, wenn sie die vertrauten Dialektniederungen verlassen und sich in die Regionen des höheren Stils und der komplizierteren Psychologie wagen. Nach dem »Nachtasyl«—Triumph, den ein großartiger Drill einem Ensemble gleichgültiger Episodisten errang, kam »Erdgeist«, und vier Wochen nach der Agnoszierung des Herrn Waßmann durch die 'Fackel' schrieb Herzl in der 'Neuen Freien Presse':

»Herrn Waßmann's immer gleicher Ton vermindert nachträglich den Wert seiner Leistung im 'Nachtasyl'. *Was wir dort für eine besonders feine und seltene Nuancierung hielten, offenbart sich als die etwas schnarrende Manier eines Schauspielers, den wir nicht kannten.*« (23. Juni 1903)

Dies Bekenntnis bezeichnet das Wesen der täuschenden Wirkung, die von der neuberlinischen Theaterkunst ausgeht. Den *Effektschauspielern* werden jetzt die *Defektschauspieler* vorgezogen. Berlin und Wien: Dort ist die Verwandlung der Not in eine Tugend, hier scheint die Verwandlung der Tugend in eine Not das oberste Kunstprinzip der Regieführung. Dort werden Dilettanten und Episodenspieler so gedrillt, daß sie der Theaterfremdheit wie tiefe Charakteristiker vorkommen, hier werden Persönlichkeiten so mißbraucht, daß sie die Theaterfremdheit für Schabloneure hält. Wien's zahllose Chargenspieler würden, »wenn man sie in's Brahm'sche oder Reinhardt'sche Ensemble verpflanz-

te, bald in ganz Berlin und dann natürlich auch in Wien als Säkularerscheinungen ausgerufen«. So schrieb ich in Nr. 138 (20. Mai 1903); und daß man, wollte man aus jener grandiosen Darstellung von Stotterern, wie sie »Nachtasyl« und »Weber« boten, Prinzipien für moderne Schauspielkunst ableiten, »der Schule, in der sie gelehrt würde, ein seltsames Unterrichtsprogramm vorschreiben müßte: die Lehre vom Nichtsprechen—Können«. Die folgerichtige Entwicklung dieses Stils führt zwar zu keiner Bereicherung der Persönlichkeiten, aber zu einer Vermehrung des Personenstandes einer Bühne, da ja die Natürlichkeitsregie darauf bedacht sein muß, für jede Bühnengestalt einen Schauspieler mit dem entsprechenden Defekt zu finden. An Ibsen und Wedekind versagt solche Gewissenhaftigkeit, bei Wilde, Maeterlinck und den Klassikern resigniert Herr Reinhardt freiwillig und flüchtet aus der unergiebigen Sphäre neuberlinischer Schauspielkunst in die Region der — Malerei. Es ist nicht wenig heiter, diesen nie verlegenen Theaterparvenu, den nur der Snobismus von Berlin W — das jetzt offenbar auch den Grunewald und die Behausung des Herrn Harden umfaßt — zum Messias ausrufen konnte, mit Menzel und Slevogt mäzenatisch schalten zu sehen, und nichts ist für den Widersinn des »Kleinen—Theater«—Rummels bezeichnender als das Jubeltelegramm der 'Neuen Freien Presse' vom 3. Februar, in dem der Herr Reinhardt gewogene Berliner Korrespondent die Aufführung des »Sommernachtsstraums« als den »größten Erfolg der Saison« ausposaunt, die unzähligen Hervorrufe des Direktors konstatiert, die Ausstattung, die alles bisher Gebotene übertroffen habe, preist und zum Schluß so ganz nebenbei konstatiert, daß »kaum ein einziger Schauspieler sprechen konnte«. Diese protzige Armut, die justament neben dem »Nachtasyl« noch ein Weltrepertoire beherrschen möchte, half sich einmal selbst bei einer Nestroy'schen Posse, deren Humor ihr unerreichbar wäre, mit der Dekoration: mit einer spitzfindigen frechen Parodierung des alten Theaterbrauchs der gemalten Interieurs. Nur die geschlossene Decke eines Zimmers erinnerte an die »moderne« Entwicklung des Theaterwesens. Aber in jener Zeit, da auf der Bühne im Laden einer Modistin die Möbel und Hüte, in einem Garten das Grün, in einem Restaurant die Menschengruppen noch gemalt waren, hatten die im Vordergrund der Szene stehenden lebenden Personen noch Talent und Humor. Wie dünkt sich dieser Zeit eine modische Dramaturgie überlegen, die sich dem Theatermaler bedingungslos unterworfen hat! ... Wer an zwei Schulbeispielen erkennen will, wie viel und wie wenig das Prinzip der »Echtheit« mit einem Ensemble unbedeutender Spieler ausrichten kann, sehe sich in Berlin nach dem »Nachtasyl« die »Kronprätendenten« an. Welch meisterliches Zusammenfassen schwacher Kräfte und Welch beschämendes Versagen vor dem höheren Stil! In seiner ärgsten Verwarlosung wird das Burgtheater eine würdigere Vorstellung der leider längst aus dem Repertoire geworfenen »Kronprätendenten« — Herr Schlenther kennt sie nur aus seiner Ibsen—Ausgabe — zustandebringen als das »Neue Theater«, das den wundervollen Skalden Jatgejr, Skule's Sohn und seine kassandrahafte Schwester — Hartmann, Hübner und Frau Bleibtreu sind unvergessen — in schnodderiger Ausgabe vorführt. Es ist gewiß bezeichnend, daß in der ganzen jammervollen Aufführung die einzige Szene, die dem »Neuen Theater« gelang, jene war, wo das Volk von Oslo, Männer, Weiber und Kinder, mit Gekreisch und unartikulierten Angstrufen das Schlachtgetümmel begleitet ...

Die Virtuosität der Berliner Theaterkunst basiert — wenn man von den wenigen Individualitäten, vor allem von der Riesenerscheinung des auch das heutige Burgtheater überragenden Matkowsky absieht — auf der Technik der unartikulierten Sprache. Sicher ist, daß wir mit der Zucht, die auf Berliner

Bühnen Nullen zu Scheinwerten macht, eine neue Blüte der Wiener Theaterkunst erzielen könnten. Sicher ist, daß unsere reichen Mittel von bequemen Genießern der Wiener Theaterliebe verwirtschaftet werden. Sicher, daß nur törichter Lokalpatriotismus diese Wahrheit bestreiten und ihren Verkünder für einen Verräter halten kann.

* * *

ZWEI GEDICHTE

Von Frank Wedekind.

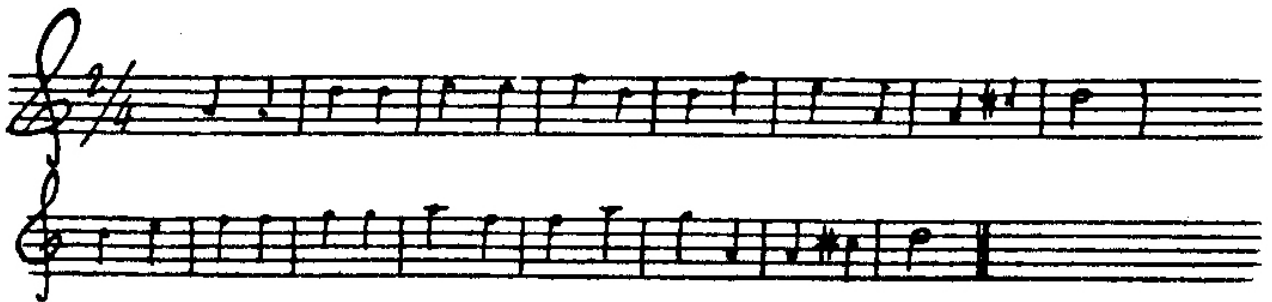
Das Opfer

Wenn ich mein Mäd'el mir bei Tag beseh,
Dann seh ich einen kahlen Totenschädel,
Darunter ein Skelett, und seh mein Mäd'el
Gebrochen knien von schauerlichem Weh.

Sie schreit zum Schöpfer: »Laß mich Freudenquell
Nur schleunigst jetzt an ihm vorübergehen!
Sechs Monde noch, dann wärs um ihn geschehen.
Sein Mark wird mürb, der Tod vergafft sich schnell.«

»Mich wirft man auf den Mist, das ist normal;
Das Fleisch auf meinen Rippen ist Chimäre.
Ich gäb es, wenn mein liebend Herz nicht wäre,
Schon heute gern den Schlächtern im Spital!«

Revolution



Reicht mir in der Todesstunde
Nicht in Gnaden den Pokal!
Von des Weibes heißem Munde
Laßt mich trinken noch einmal!

Mögt Ihr sinnlos euch berauschen,
Wenn mein Blut zerrinnt im Sand.
Meinen Kuß mag sie nicht tauschen
Auch für Brot aus Henkershand.

Einen Sohn wird sie gebären,
Dem mein Kreuz im Herzen steht,

Der für seiner Mutter Zähren
Eurer Kinder Häupter mäht.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Kossuth in Wien]

Wiener. Kossuth ¹ beim Kaiser? Was Personalunion! Uns interessieren die Personalien: welche Farbe sein Schnurrbart hat, welche Länge sein Winterrock, und von welchem Fiakereigentümer sein Wagen bestellt war.

[Die Trauer um Koerber]

Politiker. Die Klagen um Koerber ² wollen nicht verstummen. Kundgebung folgt auf Kundgebung. Alle Stände, alle Berufe sind einig usw. Vor seinem Scheiden waren sie's nicht. Da waren sie bloß deutsch oder tschechisch ... Erscheint nicht bei diesem allgemeinen Wehgeheul über den Verlust eines Mannes, dem man in seiner Wirkenszeit nicht den kleinsten Erfolg ermöglicht hat, die österreichische Politik als der dümmste Schwindel? Grund zur Klage um Koerber haben bloß jene Kreise, die in ihm den Regenerator des Adels geschätzt haben: vorbei die Zeit, wo bei bürgerlichen Soupers Österreichs Lenker sich durch Personalausweis überzeugen konnte, ob eine Baronie oder bloß ein schlichtes »von« angemessen sei, wo zum Dessert Titel und Orden serviert wurden und so mancher, der sich als Pollak zu Tisch gesetzt hatte, als Parnegg aufstand. Und vor allem darf die Presse trauern, die reichlich von dem Trinkgeld aß, das der neue Adel gekostet hatte. Die Köchin des Schlangenfraßes »Öffentliche Meinung« hat ihr Koerbergeld verloren. In die Seele des Jakob Herzog — jenes Jakob, der zu seinem Gott sprach: Ich lasse dich nicht, du pauschalierest mich denn — ist Trauer eingezogen. Er durfte sich intimster Freundschaft mit Herrn v. Koerber rühmen, der ja stolz genug war, in Ischl außer dem Kaiser nur noch den Herzog zu besuchen. In wieviel Ordensangelegenheiten der geschickte Montagmakler interveniert hat — wer vermöchte es zu sagen, wer die SUMME dieses tatenreichen Lebens zu ziehen? Daß Herr Herzog unter dem Regime Koerber seine Schulden in Eisernen Kronen bezahlen konnte, war gewiß nur ein politischer Witz. Sicher ist, daß diesen der Ernst einer traurigen Wirklichkeit abgelöst hat. Wenn der Mantel fällt, mit dem Herr v. Koerber seine Mittelmäßigkeit zu verhüllen verstanden hat, so muß eben der Herzog nach. Herr v. Gautsch bedarf seiner nicht. Er wird sich seine Ordensgeschäfte selbst machen. Vielversprechend hat er begonnen. Kurz nach Amtsantritt des neuen Herrn war in der 'Wiener Zeitung' eine ORDENSVERLEIHUNG AN SEINEN SCHWAGER SCHLUMBERGER verkündet. Die erste Regierungshandlung oder ein Vermächtnis des Vorgängers? Die Absicht wäre aufreizend, der Zufall boshaft.

[Die verstorbenen Leidtragenden]

Spiritist. Bisher hat man Verstorbene bloß vor der Wahlurne erscheinen sehen. Jetzt nehmen sie auch an Leichenbegängnissen teil. Nicht im, sondern am Grabe. In einem Bericht über das Leichenbegängnis des Dr. Ritter v. Ofenheim — der sicher ein Originalbericht war — schrieb das 'Neue Wiener Journal': »Unter den Anwesenden sah man ... und VIELE VERSTORBENE FREUNDE des Verstorbenen.« Den Ehrgeiz, »u. a.« bei Begräbnissen gesehen zu werden, haben die Toten von den Überlebenden geerbt.

1 Ungar. Oppositionsführer, Sohn des im Dictionnaire Personen genannten K.

2 s. Heft 173 # 01

Kinderarzt. Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Auf Grund des § 19 des Preßgesetzes fordere ich Sie auf, in der nächsten oder zweitnächsten Nummer Ihres Blattes an derselben Stelle, mit denselben Lettern die folgende Berichtigung der in Nr. 174 der 'Fackel' auf Seite 4 enthaltenen meine Person betreffenden Mitteilung abzudrucken: Es ist unwahr, daß ich jemals gesagt habe: »Geben Sie eine Krone drauf, und ICH komme zu Ihnen«, wahr ist vielmehr, daß ich immer nur gesagt habe: »Um DASSELBE Geld komme ICH zu Ihnen«. Mit Achtung »der, den man zu den Kindlein kommen läßt«.

[Das Rechtsgut]

Leser. Das Selbstschreiben will dem 'Neuen Wiener Journal' dem man zugeben muß, daß es manchmal die besten Artikel stiehlt, noch immer nicht gelingen. Da handelt sich's drum, einen Leitartikel über den bekannten »Schutz der Ehre« — zur Zeit Österreichs dringendstes Thema — erscheinen zu lassen. Woher nehmen und nicht — ? Aber siehe, da setzt sich ein Zuschneider des Herrn Lippowitz wirklich hin, gibt dem erstaunten Redaktionsdiener den Auftrag, eine Feder zu kaufen, und — schreibt. Schreibt über den Antrag Lammasch wirklich wie folgt:

»Wenn er (der Antragsteller) aber direkt auf eine Abänderung des Staatsgrundgesetzes abzielt und die durch die Presse begangenen Ehrenbeleidigungen den Geschwornengerichten entziehen will, dann ist es doch wohl hohe Zeit, selbst dieser Autorität gegenüber ein RECHTSGUT zu verteidigen, dessen Preisgebung der Verzicht auf eine wertvolle Errungenschaft wäre«.

Bisher haben wir immer geglaubt, das »Rechtsgut«, das bei dem ganzen Rummel in Frage kommt, sei die EHRE. Jetzt hören wir, daß die GESCHWORNEN das »Rechtsgut« sind. Bisher haben wir immer geglaubt, daß Rechtsgut immer nur ein idealer Zweck sein könne. Jetzt hören wir, daß auch ein reales Mittel, eine Einrichtung, Rechtsgut ist. Das kommt davon, wenn man die gute alte Schere links liegen läßt und mit dem gefährlichen Instrument einer Schreibfeder herumzufuchteln beginnt.

